

Frauenstimme

Nr. 16 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

2. August 1928

Die Berliner in Wirtschaft und Politik.

Die Bedeutung der arbeitenden Frau für das Wirtschaftsleben Berlins wird im allgemeinen unterschätzt. Ungefähr drei Fünftel der in Berlin geleisteten Arbeit wird von Männern verrichtet, zwei Fünftel aller Berliner Erwerbsarbeit ist das Werk von Frauenhänden. Rund 800 000 Frauen sind in Berlin hauptberuflich erwerbstätig, davon der weitaus größte Teil in Industrie, Handel und Verkehr.

Für die industrielle Frauenarbeit und zum großen Teil auch für die Tätigkeit der Frauen in den Verwaltungen läßt sich die Behauptung aufstellen, daß den Frauen mehr untergeordnete Arbeitsleistungen zugewiesen werden, während den Männern die schwierigeren Arbeiten vorbehalten bleiben. Für die anderen Erwerbszweige gilt das nicht, oder nur in ganz beschränktem Maße.

Aber auch für Industrie und Verwaltung ist diese Behauptung längst nicht mehr so richtig wie etwa vor zwei Jahrzehnten. Die während des Krieges gesammelten Erfahrungen mit weiblichen Arbeitskräften veranlassen immer mehr Unternehmungen dazu, Frauen zur Leistung von Qualitätsarbeiten heranzuziehen. Die in Berlin besonders starke Metallindustrie sowie die feinmechanische und die elektrotechnische Industrie beschäftigen heute ungleich mehr Frauen als vor dem Krieg und ein großer Teil dieser Frauen sind qualifizierte Arbeitskräfte. Auch in den Verwaltungen sind die Frauen nicht mehr so unbedingt wie früher von höheren Beamtenstellungen ausgeschlossen, wenn freilich auch gerade hier besonders viele Vorurteile der Entfaltung weiblicher Arbeitskräfte hemmend im Wege stehen.

Ein Ueberblick über die Bedeutung der Frauenarbeit für das Wirtschaftsleben Berlins wäre aber nur sehr unvollkommen, wenn er sich auf die Erwerbsarbeit der Frauen beschränkte. So bedeutungsvoll die berufliche Arbeitsleistung ist, die von den Frauen an der Seite ihrer männlichen Arbeitskollegen verrichtet wird, so wenig darf sie uns zu einer Unterschätzung der Wichtigkeit der Hausfrauenarbeit für das Wirtschaftsleben veranlassen.

In Berlin gibt es schätzungsweise 300 000 Frauen (die genauen Zahlen sind noch nicht veröffentlicht), die neben ihrer Erwerbsarbeit noch einen Haushalt zu versorgen haben. Dazu kommen rund 750 000 Frauen, die ausschließlich in ihrem Haushalt tätig sind oder höchstens eine nebenberufliche Erwerbsarbeit verrichten. Außerdem sind in Berlin 128 000 Hausangestellte tätig. Selbst wenn man annimmt, daß diese Hausangestellten wieder einem Teil der Hausfrauen ihre Arbeitslast ganz oder teilweise abnehmen, dann bleiben immer noch wesentlich mehr als eine Million Frauen, die einen Haushalt zu führen haben.

Diese Million Hausfrauen sind von ganz entscheidendem Einfluß auf das Berliner Wirtschaftsleben. Die Erhaltung

und Pflege des wichtigsten Teiles im Produktionsprozeß — der menschlichen Arbeitskraft — liegt in ihrer Hand. Die Hausfrauen bestimmen über die Verwendung des größten Teiles des Arbeitsverdienstes der Berliner Bevölkerung. Nimmt man an, daß eine Hausfrau im Durchschnitt etwa 20 Mk. in der Woche ausgibt, so kann man ermesen, welchen starken Einfluß die Berliner Hausfrauen mit ihren 20 Millionen Mark wöchentlich auf die Gestaltung von Produktion und Handel ausüben.

Noch bedeutungsvoller ist die erzieherische und pflegerische Arbeit, die von den Frauen an der kommenden Generation verrichtet wird. Gerade wir Sozialisten, die wir uns zusammengeschlossen haben, um Zeiten herbeizuführen, in deren Mittelpunkt nicht mehr das Geld, sondern der Mensch steht, gerade wir, die wir eine möglichst freie und glückliche Entfaltung aller Menschen erstreben, wir können die Arbeit der Frauen und Mütter nicht hoch genug einschätzen.

Das soll nicht heißen, daß alle Kritik schweigen sollte. Gewiß könnte manche Frauenarbeit im Haus anders und besser geleistet werden als heute. Es könnten vor allem sehr oft günstigere Resultate mit viel weniger Arbeit erzielt werden. Hier vollzieht sich bereits eine starke Wandlung zum Besseren. Die in rationaler Berufsarbeit geschulte Hausfrau unserer Zeit gestaltet auch ihre häuslichen Arbeiten um. In einer Großstadt wie Berlin vollzieht sich dieser Prozeß offenbar viel rascher als in

einem Milieu, in dem die Vergleichsmöglichkeiten längst nicht so groß sind.

In starker Wechselwirkung mit der Umgestaltung des Haushaltes und mit der zunehmenden Frauenerwerbsarbeit steht das wachsende Interesse der Frauen an öffentlichen Angelegenheiten. Auch hierfür ist Berlin mit seinen großen Massen der einander unbekanntenen Versammlungsbesucher ein besonders günstiger Boden. Es fehlen hier eine ganze Anzahl Hemmungen, die in einer kleineren Stadt der politischen Betätigung der Frauen im Wege stehen. Frauen in großer Zahl sind daher in allen öffentlichen Versammlungen eine so selbstverständliche Erscheinung, daß wir uns kaum mehr der Zeit erinnern können, wo nur ganz wenig Frauen den Mut aufbrachten — und es gehörte damals Mut dazu —, größere politische Versammlungen zu besuchen. Und doch sind erst zwei oder drei Jahrzehnte seit jener Zeit vergangen.

Auch als Wählerin hat die Berlinerin durchaus gezeigt, daß sie politisch zu urteilen versteht. Es haben sich zwar eine ganze Masse Frauen auch an den letzten Wahlen nicht beteiligt und viel zu viele haben deusignational gewählt. (Die gleiche Rechnung könnte man allerdings auch den Männern vorhalten.) Bedeutungsvoller aber ist die Tatsache, daß 53,1 Proz. aller in Berlin für die Sozialdemokratie ab-

SONNTAG

Der Städte Qualm, des Alltags Leid
Und graue Sorgen sind so weit
Mir glücklichem Sonntagkind.
Der Himmel strahlt wie tausend Sonnen
Und giebet Glanz aus seinen Bronnen,
Die flüßigwarm und golden sind.

Die Wiesen sind in Licht getaucht,
Der Blumen bunte Anmut haucht
Ein düstereiches Meer.
Verzückte Falter baden
Sich drin und Kelche laden
Sie süß und honigschwer.

Ich geh durch Duft und Schmetteln
Und meine Augen streicheln
Der Birken zartes Grün.
Ich fühle mich zerfließen
In Bäume, Felder, Wiesen
Und weißer Hecken Blühn.

Berno Schönlanck

gegebenen Stimmen von Frauen stammen und nur 46,9 Proz. von Männern. Das heißt, daß mehr als die Hälfte unserer Berliner Abgeordneten mit Frauenstimmen gewählt sind.

Für unsere Parteigenossinnen hat die Freude über den Wahlerfolg bei den Berliner Frauen allerdings einen etwas bitteren Beigeschmack. Unser Einfluß in der Partei entspricht auch nicht entfernt dem Einfluß, den die weiblichen Wähler Berlins auf den Wahlerfolg unserer Partei ausübten. Unser Bestand an weiblichen Mitgliedern bleibt weit hinter 53 Proz. zurück und noch viel geringer ist der Einfluß, den diese Mitglieder innerhalb der Organisation geltend machen.

Das Interesse unserer weiblichen Parteimitglieder an der Parteiarbeit ist zwar im allgemeinen lebhafter als das der Männer. Unsere Parteiversammlungen sind fast regelmäßig von mehr Frauen besucht als der Verhältniszahl der weiblichen Mitglieder entspricht. Aber es fehlt den Frauen — auch in Berlin — noch die Sicherheit, ihre zahlenmäßige Stärke auch in tatsächlichen Einfluß umzusetzen. Diese Sicherheit wird aber kommen und damit die Zeit, in der Männer und Frauen noch kameradschaftlicher als selbster zusammenwirken in unserer Partei, an der Herbeiführung gerechterer und besserer Zustände für die arbeitende Klasse.

Anna Geyer.

Mobilisierung der Frauen?

Auf der Tagesordnung der 3. Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz steht als zweiter Punkt: Tendenzen zur Mobilisierung der Frauen in Kriegszeiten. Mobilisierung für welchen Zweck? Niemand wird annehmen, daß Frauen in Massen zum Dienst mit der Waffe ausgehoben und ausgebildet werden sollen. Aber nicht nur der Dienst im Schützengraben, in den Festungen und auf den Schlachtfeldern ist Kriegsdienst. Wir brauchen nur an den Weltkrieg zu denken und an die direkten und indirekten Kriegsdienste, die während seiner Dauer von Frauen geleistet worden sind.

Damit Männer ausrücken konnten, mußten Frauen ihre Arbeit in der Heimat übernehmen, mußten in die Fabriken, in die Werkstätten, aufs Land, mußten ihre Kräfte der Eisenbahn und Straßenbahn zur Verfügung stellen. Wo immer ein Platz frei wurde, rückten Frauen ein. So lange ist es ja noch nicht her, daß wir nicht mehr das Leid in Erinnerung hätten, das für Tausende von Frauen und noch viel mehr Kinder damit verknüpft war. Aber auch direkten Kriegsdienst mußten die Frauen leisten in den Munitionsfabriken, beim Granatendrehen, Sandsäcke nähen und was es sonst an Arbeiten für die Front gab.

Mußten sie? Waren sie gezwungen? Gab es Gesetzesparagraphen, die sie aus den Häusern in die Fabriken strömen ließ? Eine gesetzliche Bestimmung war nicht vorhanden, obwohl man ernstlich darüber nachgedacht hat, sie zu schaffen. Aber stärker als das Gesetz trieb die Not, der Hunger. Mit den geringen Sätzen der Kriegsunterstützung konnten die Frauen der einfachen Soldaten nicht leben und ihre Kinder versorgen. Sie mußten selbst arbeiten, Brot verdienen. Und die Arbeit in den Munitionsfabriken war zwar sehr schwer, aber sie wurde verhältnismäßig auch besser bezahlt. Allerdings fand sie vielfach unter äußerst ungünstigen Arbeitsbedingungen statt, bis auch hier eine Organisation Platz griff. So wie in Deutschland war es auch in den anderen Ländern. Überall arbeiteten

die Frauen in den Fabriken bis zum Umfallen,

und zum allergrößten Teil waren es natürlich die Frauen der arbeitenden Klasse, denn die Haupttriebfeder war eben die Not.

Es läßt sich heute nicht mit Sicherheit sagen, ob in einem Kriege der Zukunft den Frauen gleiche Arbeit auferlegt würde. Wahrscheinlich stände uns allen viel Schlimmeres bevor, daß nämlich schon bald nach Ausbruch des Krieges die Bevölkerung der Städte durch Giftgas vollkommen vernichtet würde. Das Phosgenunglück in Hamburg hat uns eine leise Ahnung von den Wirkungen eines Gaskriegs gegen die Städte gegeben. Dank der fortschreitenden Technik könnten schon in verhältnismäßig kurzer Zeit genügende Mengen solchen Giftgases durch Luftschiffe und Flugzeuge über den großen Städten abgeworfen werden. — Aber man nimmt trotzdem wohl an, daß der Krieg auch in seinen bisherigen Formen einsehen würde, daß man Männer an die Front und Frauen in die Fabriken schicken würde, wenn ein Krieg einmal unvermeidlich geworden wäre. Und weil man das glaubt, und weil man sich darüber empört hat, daß die Frauen der besser situierten Schichten wohl behütet in ihren Häusern bleiben konnten, während die armen in die Munitionsfabriken mußten, deshalb kam man hier und da auf den Gedanken, so wie die Männer auch die Frauen zum Kriegsdienst zu verpflichten. Alle sollten vor der Kriegsdienstpflicht gleich sein.

Deshalb hatte auch die französische sozialistische Partei bei der Beratung der Militärgesetze beantragt, daß die Mobilisierung alle Staatsangehörigen ohne Ausnahme des Geschlechts oder des Altersunterschieds umfassen sollte. In den Parteidebatten wurde dieser Antrag auch damit begründet, daß die wohlhabenden Frauen genau so gut zur Kriegsdienstpflicht herangezogen werden müßten wie die Arbeiterfrauen, die sich ihr nicht entziehen könnten, wenn sie leben wollten. Der Gedanke mag im ersten Augenblick etwas Bestechendes

haben, und doch ist er falsch. Selbst wenn nach dem Befehl alle Kriegsarbeit zu leisten hätten, so würde im bürgerlich regierten Staat ganz gewiß

die Arbeit nach der sogenannten Fähigkeit verteilt

werden. Und das würde bedeuten, daß die angenehmere Arbeit den Damen, die schwere, schädigende Arbeit den einfachen Frauen übertragen würde. Eine wirklich gleiche Behandlung würde nicht eher gewährleistet werden können, bis die Sozialisten die Macht hätten, sie durchzusetzen, das heißt bis wir einen sozialistischen Staat hätten. Wenn wir aber so mächtig wären, wenn wir die überwältigende Mehrheit in Parlament, Regierung und Verwaltung hätten, wäre dann nicht auch anzunehmen, daß wir genügend Macht hätten, den Krieg zu verhindern? Unserer Ansicht nach sollte man auch heute schon alle Kraft darauf verwenden, Macht zu gewinnen und die Macht dazu benutzen, die Kriegsmöglichkeiten auszuschalten und die Friedenssicherungen zu vermehren. Das ist die Aufgabe, die von den sozialistischen Parteien in erster Linie zu leisten ist, und hier werden sie die Mitarbeit der sozialistischen Frauen in ihrer Gesamtheit finden. Unterwerfung der Frauen unter die Kriegsdienstpflicht bedeutet in der Praxis und in der Idee

ein Vorbereitungs der Frauen auf den Krieg.

Sie muß die Dienstpflicht im Frieden nach sich ziehen, und dann kämen wir wieder dort an, wo wir bereits vor dem Kriege waren: bei dem Dienstoff der Frau.

Wir Frauen müssen den Gedanken an die Unterstellung unter die Kriegsdienstpflicht von vornherein mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Erziehung für die Friedensidee ist unsere Parole. Abrüstung ist nötiger, als neue Massen für den Krieg zu verpflichten.

Tony Breitscheid.

Das Gebirge.

Ins Gebirge fuhr Herr Schmidt, Direktor einer D-Bank.
Im vorigen Jahr war er am Meer, da wurde er seckrank.
Das ist die einzige Krankheit, die Schmidten bis heute gequält.
Das ein wenig verfettete Herz sei nicht als Krankheit gezählt.

Der Bergmann Guhl fährt schon zwanzig Jahre hinab in den Schacht.

Wo das Wetter durch das verworfene Gebirge heult und kracht.
Guhl hat die Schwindsucht, das ist alles, was ihn quält.
Die zerquetschte Hand, der gebroch'ne Fuß sei nicht als Krankheit gezählt.

Das Gebirge von Schmidt steht wie eine gleißende Mauer im Licht.

Das Gebirge von Guhl gleißt auch, aber die Sonne bescheint es nicht.

Jede Stunde im Schacht ist Hölle und doppelt und dreifach gezählt.

„Wird es nicht regnen?“ ist alles, was Schmidten auf seiner Reise quält.

Herr Leopold Schmidt und der Bergmann Guhl kennen einander nicht.

Der eine hackt in der Erde, der and're fährt durch das lohende Licht.

Der eine ist fröhlich, während der and're sich quält:
Und doch wird jeder Tropfen Schweiß von Guhl
Zur Abrechnung mit Herrn Leopold Schmidt einmal
Doppelt und dreifach gezählt ...

Das ist es, was den Schmidt mitten im Licht mandimal quält.

Max Barthel.

Charlotte Anita Whitney.

Eine Sozialistin in Amerika.

Wohl kein Prozeß hat neben dem Prozeß Sacco-Vanzetti größeres Aufsehen erregt, als der Prozeß gegen Anita Whitney, die tapfere kalifornische Sozialistin. Wer ist diese Frau, deren politisches Wirken die Öffentlichkeit so stark erregte, was war ihr Verbrechen und weshalb kam sie vors Gericht? Charlotte Anita Whitney stammt aus einer „hundertprozentig amerikanischen“ wohlhabenden Familie. Jede Möglichkeit zu einem heiteren, genügsamen Leben stand ihr offen, aber sie verzichtete auf persönliches Glück, um sich dem Aufstieg der arbeitenden Klasse zu widmen. Sie unterrichtete Unbemittelte in New York und Washington, wirkte dann in der Heimat als Sekretärin der Vereinigten Wohlfahrtsvereine von Ostland und wurde die erste Jugendgerichtsfürsorgerin und Vorsitzende der kalifornischen Liga für Frauenstimmrecht.

Als in Kalifornien 1919 die Angst vor dem Bolschewismus ausbrach, wurde ein schändliches Gesetz, das „Criminal Syndicalism Law“ (Gesetz gegen verbrecherischen Zusammenschluß) erlassen, in dem es heißt, daß verhaftet und bestraft werden kann, wer:

„durch seine Lehren und ungeheuerliche Gewalttaten, durch vorsätzliche, böswillige körperliche Schädigung oder durch Verletzung von persönlichem Eigentum, durch ungeheuerliche Methoden von Terrorismus, sowie durch Beihilfe zu einer Aenderung der Eigentumsverhältnisse oder zu der Kontrolle desselben, oder auch in der Absicht irgendwelcher politischen Aenderungen dem Staate schadet.“

Dies geradezu ungeheuerliche Gesetz ermöglichte es, Hunderte von harmlosen Bürgern ihrer politischen Gesinnung wegen unter Anklage zu stellen und auf lange Jahre ins Gefängnis zu werfen, obgleich es im offenen Gegensatz steht mit der Verfassung der Vereinigten Staaten und Kaliforniens.

Anita Whitney war Mitglied der „Industrial Workers of the World“ (Industriearbeiter der Welt) gewesen; als 1919 diese Vereinigung zum Kommunismus übertrat, tat sie diesen Schritt mit. Es wurde eine öffentliche Versammlung einberufen, bei welcher die Gründe, die zu diesem Uebertritt geführt hatten, ruhig und sachlich besprochen wurden. Plötzlich kam die Polizei in den Saal, löste die Versammlung auf und verhaftete eine große Anzahl der Redner, unter ihnen Anita Whitney und warf sie ins Gefängnis. Sie hatte zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt, aber eine Rede zugunsten der Kommunisten genigte zu ihrer Verurteilung. In erster Instanz wurde sie zu langjähriger Gefängnisstrafe, in der letzten Instanz, vor dem Bundesgericht in Washington schließlich —

nachdem sieben Jahre vergangen waren

— zu je ein bis vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt (in Amerika gibt es zumeist eine Höchst- und Mindeststrafe). Doch da erhob sich eine allgemeine Entrüstung, und der Gouverneur von Kalifornien, dem das Begnadigungsrecht zusteht, wurde vor die Frage gestellt, was für ihn und seine Popularität vorteilhafter war. Anita hatte keinen Antrag auf Begnadigung gestellt, sie wies es zurück, da noch so viele ihrer Genossen, die ebenfalls verurteilt waren, unschuldig im Gefängnis schmachteten und leider Gottes heute noch schmachten! Ihr Verteidiger reichte das Gnadengesuch ein, aber fast die ganze öffentliche Meinung stand hinter ihm, der Druck der Öffentlichkeit war so stark, daß kurz nach der Verurteilung die Begnadigung erfolgte. Die Demokratie hatte sich endlich gegen die Klassenjustiz durchgesetzt.

Anstandsregeln vor 50 Jahren.

Das Frauenschrifttum auf der Presse.

Die Unterbringung der freigewerkschaftlichen und sozialistischen Frauenzeitschriften, -zeitschriften und -bücher im „Haus der Arbeiterpresse“ auf der „Presse“ in Köln zeigt die starke Verbundenheit der proletarischen Frauenbewegung mit der gesamten Arbeiterbewegung. Da alle Arbeit Gemeinschaftsarbeit ist, die Frau in allem gleichberechtigt mitwirkt, hat in der Arbeiterklasse kein so starkes Bedürfnis nach eigenen Frauenorganisationen bestanden wie bei den bürgerlichen Frauen. Dort, wo freigewerkschaftliche oder sozialistische Frauen eigene Organisationen schufen, geschah es zur Ergänzung der gemeinsamen Arbeit. Diese Tatsache tritt auf der Presse deutlich hervor. Die besonderen Frauenschriften nehmen im

„Haus der Arbeiterpresse“

nur einen geringen Platz ein. Nun ist ja nicht immer die Menge ausschlaggebend; nicht auf die Quantität, sondern die Qualität kommt es an. Wenige gute Schriften können unzählige kleine Blättchen überflüssig machen. Unsere wenigen Zentralblätter, wie

die „Gewerkschaftliche Frauenzeitung“, die „Hausangestelltenzeitung“, die „Frauenwelt“, die „Die Genossin“, haben sich Anerkennung bei Freund und Gegner erworben, und „Die Arbeiterwohlfahrt“ ist ein allseitig anerkanntes Fachblatt. Neben diesen über unsere gegenwärtige Arbeit berichtenden Blättern geben die gebundenen Jahrgänge der „Arbeiterin“ und der „Gleichheit“, beide redigiert von Emma Ihrer, und die Broschüre „Arbeiterin und Klassenkampf“ ein Bild von den Kämpfen früherer Jahrzehnte. Wer die Sonderausstellung der Arbeiterpresse besichtigt, wird daran nicht achtlos vorbeigehen. Nur eine Frage taucht auf: Wird

die sogenannte unpolitische Frau,

die nicht die anfangs erwähnte Gemeinschaftsarbeit kennt, nicht so etwas wie Geringschätzung empfinden, wenn sie dieses Material der Ausstellung der bürgerlichen Frauenvereine gegenüberstellt? Die Abteilung „Das Schrifttum der bürgerlichen Frauenvereine“ zeigt eine Zusammenstellung der von den verschiedensten Gruppen geleisteten Arbeit. Die ersten Anfänge eines Frauenschrifttums sind im Rahmen von Wohnungseinrichtungen der damaligen Zeit untergebracht, so z. B. je eine Abteilung Mittelalter, Romantik, empfindsame Zeit von 1850 bis 1890. Das Frauenschrifttum dieser Zeit ist eine Aufsehnung gegen die damalige Einstellung zur Frau. Wie der Kampf geführt wurde, illustriert am besten ein aus der damaligen Zeit stammendes Flugblatt, das in 3 Zentimeter großen fettgedruckten Buchstaben die Aufschrift trug: „Herr Bullrig will nicht haben, daß seine Frau Mitglied werden soll vom demokratischen Frauenclub.“ Man versucht, durch Bloßstellung seinem Willen durchzusetzen. Die Zeitschrift „Die Frau“ und zahlreiche Berufsverbände und Frauenorganisationen wie „Deutscher Verein für Frauenstimmrecht“, „Jüdischer Frauenbund“, „Verein junger evangelischer Frauenverbände“, „Vereinigung katholischer Frauenverbände“, „Verband deutscher Frauenkultur“ werden durch angestellte Zeitschriften und Ausgaben über die ihnen angeschlossenen Verbände veranschaulicht. Besonders charakteristisch für die Einstellung bürgerlicher Kreise vor ungefähr 50 Jahren sind die um diese Zeit in einer Zeitschrift eines Jungmädchenvereins herausgegebenen

Anstandsregeln.

Sie lauten:

Schlagt nie ein Bein über das andere; erlaubt ist höchstens ein Ueberkreuzen der Füße.

Achtet darauf, daß der Rock beim Hinsetzen so weit heruntergezogen ist, daß nur der Fuß zu sehen ist!

Ein wohlgezogenes Mädchen hält beim Sitzen die Knie geschlossen, legt die Füße nebeneinander.

Es ist unschicklich, in Gegenwart männlicher Personen von Brust, Leib, Magen und Darm zu reden.

Zieht Euch viele Unterröcke an, mindestens 3, damit von der Form des Körpers möglichst wenig zu sehen ist!

Geht nicht mit jungen Männern spazieren; geht nur in Begleitung älterer Personen zum Tanz!

Die Anstandsregeln der gleichen Zeitschrift lauten heute ungefähr wie folgt:

Anzug vorher ordnen, nicht auf der Straße, nicht allein vornt Schaulustler stehenbleiben, rechts gehen! Geht man spät allein, dann sehr schnell. Das Benehmen auf der Straße gibt dem aufmerksamen Beobachter Aufschluß über Dich.

Aufbau und Gliederung der landwirtschaftlichen Frauenvereine werden durch Tafeln erklärt, ebenfalls die Entwicklung der hauswirtschaftlichen Berufsausbildung. Ueber den Inhalt von

300 Frauenbeilagen der bürgerlichen Tagespresse

berichtet eine Tafel in Bildern und Zahlen. Danach enthielten diese Frauenbeilagen 300 mal, praktische Winke 250, Sinnsprüche 150, Frauenberufsfragen 120 (bildlich durch Krankenschwester und Berufsberatung dargestellt), Frauenfragen 61, Frau und Politik 25, Familie und Ehe 47, Volkserziehung 12 mal usw. Diese Aufstellung zeigt, wie berechtigt unser Vorwurf ist, daß die bürgerlichen Blätter die Frau

beruht von politischen Tagesfragen fernhalten.

Ein Teil dieser Frauen wird ja nie von uns zu erfassen sein, weil sie sich aus falschem Standes- und Kastengeist über bestimmte Arbeiterinnengruppen erhaben fühlen und deshalb eigene bürgerliche Berufsverbände und Zeitschriften als notwendig empfinden. Die große Masse der Arbeiterinnen und Angestellten gilt es, von diesen Verbänden und ihren Schriften und Tagespressen zu lösen und für die freien Gewerkschaften und ihre und die sozialistische Presse zu gewinnen.

Sehr geschickt macht Beobach Propaganda. Das am kleinen Vorgarten angebrachte Schild, in jedem fünften Haus ein Beobach-

Abonnement" wird auf manchen Beschauer suggestiv wirken. Die wenig nachdenkende Frau wird sich sagen, was von einem so großen Prozentsatz der Bevölkerung anerkannt wird, das wird auch mir etwas bringen. Sie bedenkt nicht, daß es zur Hauptsache die Familienhilfe ist, die die Abonnenten fängt, und daß diese Versicherung bei anderen Unternehmungen wie „Volksfürsorge" viel sicherer und günstiger zu haben ist. Die Bobach-Familienhilfe ist eine teure Versicherung, weil die Zeitschrift literarisch wertlos ist. Die von Bobach angegebene Zahl sollte erneut Veranlassung für uns sein, für die „Frauenwelt" zu werben. Es ist für die sozialdemokratische Arbeiterschaft keineswegs gleichgültig, daß Frau und Töchter bürgerliche Zeitschriften lesen. N. Kurfürst.

Das Nebenprodukt.

Hier an dieser Stelle ist vor wenigen Wochen die Geschichte von dem glücklichen Hanselein erzählt worden, von dem kleinen Jungen, der alle Tage ins Kinderland reist und einen großen Triumphgesang gedichtet hat, weil Papa und Mama nicht mitdürfen. Ueber diese Geschichte kamen wir ins erzählen; da sagte die Genossin, die in unserem Bezirk die Vertreterin der Kinderfreunde ist: „Ich habe mir schon so viel Mühe gegeben — aber die Frauen sind ja nicht dazu zu kriegen, ihre Kinder ins Kinderhaus zu schicken! Nicht mal die Freistellen habe ich mit Kindern unserer Genossen besetzen können!" Und wahrhaftig, auf ein Anfrage wurde es mir bestätigt: Von den vorhandenen Freistellen wird am allerwenigsten von proletarischen Kreisen Gebrauch gemacht. Intellektuelle in schlechter materieller Lage, Kleinbürger, Kaufleute; sie bringen ihre Kinder ins Kinderhaus und scheuen sich nicht davor, um Minderung oder Erlaß des Erziehungsbeitrags einzukommen. Proletarische Väter und Mütter können sich dazu nicht aufraffen.

Nachdem ich ging ich nach Haus. Wertwürdig, hier wurde Eltern und Kindern ein großes Geschenk geboten — und anscheinend wollte es niemand haben. Was für eine Entlastung bedeutet es doch für die arbeitende Mutter, wenn sie ihr Kind neun Stunden lang, von morgens acht bis nachmittags um fünf Uhr in guter Obhut wußte! Und hier wurde dem Kinde alles geboten, was es besonders jetzt, in dieser Zeit der Wohnungsnot und den überfüllten Wohnungen nicht zu Haus haben kann: Licht, schöne Räume, ein großer Spielplatz, gefundes Essen zur rechten Zeit — und doch wurden die Kinder nicht in dies Kinderparadies gebracht. Was mochte dafür der Grund sein?

Sehr einfach: Die Erziehung des Kleinkindes ist in der Familie ein Nebenprodukt; dem nicht viel Bedeutung beigelegt wird. Und aus dieser Einstellung heraus werden gewohnheitsgemäß am Kleinkind die größten pädagogischen Sünden begangen. Das Schulkind, schon selbständiger, rettet sich schließlich in eine eigene Welt, in die die Erwachsenen freilich oft genug recht plump einbrechen. Gelingt es dem Jungen oder dem Mädchen gar, Anschluß an irgendeinen Zweig der Jugendbewegung zu finden, dann besteht diese Welt nicht nur in seiner Phantasie, aus der die Räuber- oder Indianerspiele unserer Kinderzeit erwachsen, sondern sie kann einen recht realen Charakter annehmen, wie in unseren Kinderrepubliken; hat das Kind das Glück, eine Gemeinschaftsschule besuchen zu können, wächst es geistig und seelisch oft in sehr kurzer Zeit über seine häusliche Umwelt hinaus. Nur

das Kleinkind

Ist der Ungunst und dem Unverstand seiner „natürlichen Erzieher" auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Sein kleines Leben muß erbarmungslos im Rhythmus des Lebens, des Tuns und Treibens der Großen laufen. Ist's nicht so? — Wo hat denn heute eine Mutter noch Zeit, im wahren Sinne des Wortes „ihrem Kinde zu leben", auch wenn sie nicht genötigt ist, für Geld zu arbeiten, sondern „nur" ihren Hausstand zu besorgen hat! Besonders wenn die Familie größer ist, ganz- oder halberwachsene Kinder vorhanden sind, ist der Tagesplan der Familienmutter eingeteilt, daß für das Kleinkind kaum die Zeit zu einem Spielstündchen im Park übrigbleibt. Das Essen regelt sich nach dem Bedürfnis der Großen oder der größeren Kinder, günstigenfalls gibt es um die Mittagsstunde herum einen schnell gekochten Brei, an eine Mittagsruhe, die für das Kleinkind dringend notwendig ist, kann bei der Enge und der Ueberfüllung der meisten Wohnungen nicht gedacht werden, denn Mutter und die größeren Kinder pflegen ja im selben Raum zu gleicher Zeit zu arbeiten. Ein Spielwinkel in der Wohnung fällt für das Kleinkind in den seltensten Fällen ab, und seine auf dem ganzen Erdboden verstreuten Spielsachen sind für alle anderen Menschen in der Wohnung Steine des Anstoßes. Und ist man erst dreimal über so ein heißgeliebtes hölzernes Hottehpferd gestolpert, dann kriegt nicht nur der süßlose Holzgaul einen harten Tritt, der weniger ihm, als dem Herzen des Kindes wehe tut, sondern in der augenblicklich aufsteigenden äßten Laine wird auch das Kind entsprechend „an-

geschmault". In dem Kinde sehen sich aber gerade in dieser Zeit die Gefühle des Ueberfülltseins und der Minderwertigkeit fest. Keine seiner Leistungen wird entsprechend gewertet, die meisten werden absolut als störend empfunden, und die wenigsten Mütter haben das Talent und die Geduld, den Tätigkeitsdrang des Kindes für sich und das Kind nutzbringend zu verwerten, indem sie ihn in die rechten Bahnen lenken und dem Kinde leichte, von ihm als angenehme Abwechslung und Spiel empfundene Arbeiten übertragen. Freilich stößt diese Beschäftigung des Kindes in der Familie auch auf andere als rein pädagogische Schwierigkeiten. Ein dreijähriger Purzel, der im Kinderhaus mit seinem kleinen, seiner Körpergröße angepaßten Schrubber aufwäscht, ist ein reizender Anblick — mein dreijähriger Junge, der zu Haus mit meinen großen Schrubber die Küche zu scheuern versucht, richtet meistens eine Katastrophe an! Selbst bei den Spaziergängen kann man sehen,

wie wenig die Erwachsenen an das Kind denken.

Gewöhnlich muß das Kleinkind, fest um das Handgelenk gepackt, im Hundetrab neben der Besorgungen machenden Mutter herlaufen, und wenn es aus Müdigkeit „gnarrig" wird, dann kriegt es den berühmten „Jagdhieb", der so locker sitzt und in der Gedankenlosigkeit, mit der er gegeben wird, oft mehr Schaden angerichtet hat, als eine nach „Recht" und Billigkeit zugemessene Tracht Prügel.

So ist das Leben des Kleinkindes in der Familie heute im Durchschnitt vielfach. Warum wird das Kind nun nicht zur Erziehung in die richtige Umgebung gebracht, selbst wenn das wenig oder gar nichts kostet? Erstens: Es ist den Müttern meist sehr unheimlich, wenn das Kind schon morgens um acht Uhr sauber angezogen und ins Kinderhaus gebracht werden soll. Denn vielleicht möchte Mutter erst die allernotwendigsten Hausarbeiten fertig machen — da zieht sie sich eben auch noch nicht ausgehertigt an; und Mutter und Kind bleiben meist so lange in einem oft noch nicht einmal besonders sauberen „Negligé, bis es dann zum Einholen geht. Dann werden schleunigst die Oberkleider gewechselt. Wie es drunter aussieht, merkt ja keiner. Und das ist, meines Erachtens, der zweite Grund, der manche Mutter daran hindert, ihr Kind dem Kinderhaus zuzuführen. Hier unterstehen die Kinder in ihrer ganzen Lebenshaltung der

Kontrolle der Heimleiterin

und mit ihnen auch ihre Mütter. Die Kinder schlafen mittags und werden dazu entkleidet. „Und denn wird da vielleicht an meiner Wäsche rumgemäkelt, oder wenn mal ein Strumpfband abgerissen ist — det is doch schließlich nicht det größte Malheur, det dem Kind passieren kann!" Freilich! Aber all diese kleinen Malheure verhindern eine Erziehung des Kleinkindes zur Ordnung. Manche Mütter scheinen auch — man lache nicht — richtig abgeschreckt davon, daß die Kinder als Selbstverständlichkeit im Kinderhaus mittags sich einer Serviette bedienen, trotzdem diese Serviette sogar vom Kinderhaus geliefert wird. „Mit lauter von Unsinn werden die Kinder bloß anspruchsvoll gemacht und über unserem Stand erzogen!" Das ist richtig. Und vielleicht wird ein Kind aus Arbeiterkreisen, das im Kinderhaus erzogen wurde, wirklich mal an dem und diesem in der eigenen Familie Kritik üben, wie es die Roten Falken auch am Elternbesuch in ihrem Sommerlager taten — weil sich die Eltern wirklich nicht ganz einwandfrei benommen haben. Und über diesen Respektlosigkeiten vergessen die Eltern, daß der größte Feind der Arbeiterklasse die infame Genügsamkeit ist, die uns Alten mal gepredigt wurde. Was war nicht früher alles für den Arbeiter ein verbotener Luxus, Theaterbesuche, Urlaub und Reisen — alles hat sich die Arbeiterschaft schließlich erobert, und auch das Recht auf die acht Stunden freie Zeit hat sie sich erkämpft. Aber eins wird als un bequem empfunden: das in neuem Geiste erzogene Kind. Und ein Kind, das in einem Montessorihaus in völliger Gleichheit mit den Kindern einer anderen Klasse erzogen worden ist, das von klein auf diese Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft beherrscht, wird zu einer

glücklichen Respektlosigkeit

gegen seine bürgerliche Umwelt erzogen: Es läßt sich bestimmt nicht so leicht von diesem Lebensstandard herunterdrängen, es wird zäh um seine Erhaltung kämpfen. Zuerst vielleicht mit der eigenen Familie. Aber dann werden wir Alten eben umlernen müssen, wie wir in so vielem umlernen: Denn die Erziehung eines Menschen kann nicht als „Nebenprodukt" fertiggestellt werden, und wir sollten so ehrlich sein, zuzugeben, daß es hier nicht unsere Liebe zum eigenen Kinde, sondern unser Egoismus es ist, der einen der wichtigsten Fortschritte der Erziehung hemmt, die Erschaffung einer eigenen Welt für das Kleinkind. Und wir sollten uns dieses Egoismus schämen.

Rose Ewald.

*
Kinderhäuser der Montessorigesellschaft befinden sich: Leopoldplatz, Berlin-Wedding, Schule. Lichtenberg, Scharnweberstraße 19. Berlin-Wilmersdorf, Düsseldorfstraße 3.